

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Wittbauer.

240

Freitag, den 2. December 1842.

Die Liebe einer Kreolinn.

(Fortsetzung.)

So vergingen einige Monate, als das gelbe Fieber, jene bittere Frucht der Slavery, unter der dichtgedrängten Bevölkerung der Insel, ausbrach. Diese schreckliche Seuche verfolgte die Europäer oft bis in ihre Heimat zurück, als wollte sie sich an ihnen rächen für die Grausamkeiten, welche sie an den unglücklichen Afrikanern der neuen Welt verüben, vorzüglich aber erreicht sie auf den Antillen einen solchen Grad, daß die Bestrebungen der Heilkunst fast immer vergeblich sind.

Auch Georges theilte das Schicksal vieler Europäer. Die Krankheit gab sich durch plötzlich gelähmten Gang, ungewöhnlich heftigen Pulsschlag, und Schwere des Kopfes auf das Unzweideutigste bey ihm kund; seine hohlen tiefliegenden Augen sagten deutlich, das gelbe Fieber habe ihn ereilt.

Hätte der junge Franzose nicht in großer Lebensgefahr geschwebt, so würde sich Anitta vielleicht glücklich gepriesen haben, daß ihr eine Gelegenheit geboten wurde, die bis zur größten Selbstverläugnung gesteigerte Innigkeit ihrer Liebe zu zeigen. Wie manche Stunde wachte sie am Krankenbette ihres Geliebten, sein bleiches Gesicht mit Wehmuth betrachtend! Wie manche stille Thräne weinte sie, wie manches Gebeth sandte sie zum Himmel empor um seine Rettung! Sie fürchtete weder die Ermüdung, noch die Ansteckung, und vergebens bat und beschwor sie der Kranke, ihn zu verlassen, und ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen.

Georges, dessen Muth durch die ihn bedrohende Gefahr keineswegs niedergebeugt war, erkannte die ganze Größe dieser edlen Aufopferung. Er fand in dem Besitze eines solchen Herzens reichen Ersatz für seine Schmerzen; und gleichwohl wurde seine Lage mit jedem Tage beklagenswerther. Während er in seinem hoffnungslosen Zustande an das Schmerzenslager gefesselt war, klopfte eine andere Geißel, der Mangel, an seine Thüre. Eine Zeitlang kamen ihm seine Freunde zu Hülfe, aber allmählig erkaltete ihr Mitgefühl.

Endlich schien der Himmel Anitta's Flehen erhören zu wollen. Des jungen Franzosen kräftige Natur widerstand der schrecklichen Krankheit. Er gehörte zu Jenen, welche von dem über die Insel schreitenden Würgengel ver-

schont wurden. Die Seuche war gewichen, aber das Elend mit seinem bleichen hohlhängigen Antlitz war geblieben. Hier, von allen Lebensbedürfnissen entblößt, konnte Georges unmöglich völlig wieder hergestellt werden. Mit dem gelben Fieber kommt Niemand so wohlfeilen Kaufes davon, und wehe dem, der zum zweyten Male von der Seuche befallen wird: es ist ein unwiderruffliches Todesurtheil.

Der Arzt bestand darauf, daß Georges die Colonie verlassen solle. „Es ist durchaus nothwendig,“ sagte er zu Anitta, „denn nur die heimatliche Luft ist im Stande, ihm das Leben wiederzugeben. Hier schwebt er fortwährend in der größten Lebensgefahr.“

„O mein Gott! Verschone ihn! Nimm mich! Aber er muß leben!“ rief Anitta. Sie bethete Stunden lang vor dem Bilde der Gebenedeyten, während Thränen ihre Stimme erstickten.

„Er muß fort von hier!“ wiederholte der Arzt dringender als zuvor; „er muß nach Europa zurück!“

„Fort! Aber wie?“ fragte sich Anitta, unter dem Gewichte der harten Nothwendigkeit in tiefe Gedanken versinkend. Plötzlich jedoch eilte sie, wie von einem glücklichen Gedanken ergriffen, auf Georges zu und ergriff seine Hand.

„Ich weiß wohl,“ sagte sie, ihn bekümmert ansehend, „daß ein längeres Verweilen in unserm Klima dir den Tod bringt. Ich kann dich nicht länger leiden sehen; es würde mir das Leben kosten.“

„Es ist nicht des Himmels Wille, daß ich meine Heimat wiedersehen soll,“ erwiderte Georges mit Resignation.

„Nein, Georges, der Himmel ist uns günstig, er will dich retten, er hat mir diese Nacht einen Gedanken eingegeben. — Liebst du mich wirklich?“ fragte sie nach einer Pause, ihn zärtlich anblickend. Und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr sie fort: „Ja, ja, du liebst mich; ich habe Unrecht, so mit dir zu reden. Sieh mich hier zu deinen Füßen! Versprich mir Alles zu thun, was ich von dir verlange!“

„Ich verstehe dich nicht, Anitta. Rede, dein Wille ist auch der meinige; ich verspreche dir, Alles zu thun, was du von mir verlangst. Aber löse mir dieses sonderbare Räthsel!“

„Nein, das ist mein Geheimniß!“ erwiderte Anitta mit einem so herzzewinnenden Lächeln, daß Georges glaubte, Anitta wolle ihm eine Überraschung bereiten, und er forschte nicht weiter nach.

III.

Im Hafen lag ein nach Havre bestimmtes Schiff. Viele unter denen, welche das gelbe Fieber überstanden, hatten sich bereits zur Überfahrt nach Europa gemeldet. Georges, welcher wieder einige kleine Spaziergänge am Gestade zu machen im Stande war, sah das segelfertige Fahrzeug, und ein Seufzer entwand sich unwillkürlich seiner Brust. Anitta schien es leicht zu bemerken. Ihre Blicke waren indessen düsterer, ihre Worte seltener und trauriger geworden, und Thränen rollten über ihre Wangen. Georges war jedoch seit seiner Erkrankung an derley Ausbrüche des Gefühles schon so sehr gewöhnt, daß er die Ursache derselben in keiner äußern Veranlassung finden zu müssen glaubte.

Eines Abends jedoch war Anitta bey dem Abschiede ungewöhnlich bewegt; sie blickte ihm mit besonderer Innigkeit in das abgekehrte Gesicht und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Lebe wohl, Georges,“ sagte sie mit halberstickter Stimme, indem sie ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand reichte. Und ohne auf seine Antwort zu achten, eilte sie davon.

Am andern Morgen fand Georges folgende, von Anitta's Hand geschriebene Zeilen: „Sey nicht in Sorgen um mich, lieber Georges, du wirst bald von mir hören.“

Zwey Tage verflossen, und Anitta kam nicht. Am dritten Tage endlich trat ein alter Neger in seine Wohnung. Der Neger war in der größten Eile; er fragte nach Georges's Geld, er hatte einen Brief und Geld für ihn.

„Woher kommt dieses Geld?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wer schickt es?“

„Das sagt der Brief.“

Georges öffnete das Schreiben, und las Folgendes: „Du hast mir versprochen, Alles zu thun, was ich von dir verlangen würde. Ich verlange, daß du sogleich nach Europa reisest, um deine Gesundheit wieder zu erlangen. Verliere keine Zeit; und wenn du wieder gesund und stark bist, so komm wieder zurück — nicht um hier zu bleiben, sondern um mich nach Europa abzuholen, nach deinem schönen Heimatlande, wovon du mir so oft erzähltest, und wo die Liebe nicht mit Vorurtheilen zu kämpfen hat. Mein Entschluß — vergiß dieß nicht, Georges — ist unwiderruflich gefaßt. So lange du hier bist, wird dir mein Aufenthalt unbekannt bleiben. Suche die für unsere gemeinschaftliche Reise nöthige Summe zusammenzubringen; aber vor Allem Sorge für deine Gesundheit. Nach deiner Ankunft in Europa wirst du meinen Aufenthalt erfahren. Suche nicht zu erforschen, woher ich die beykommende Summe erhalten habe; du kannst sie von Anitta wohl annehmen, die Alles, selbst das Leben für dich opfern, aber nicht für alle Schätze der Welt deiner unwerth werden würde.“

„Nein, Anitta!“ rief Georges, „nie reise ich ohne dich! — Wo ist Anitta?“ fragte er darauf den Neger, welcher stumm wie eine Bildsäule blieb.

„Nun, wenn du mir nicht antworten willst, so gehe zu Anitta, und sage ihr, daß ich sie sehen muß, wenn es auch nur auf einige Augenblicke wäre.“

Der Neger antwortete nur mit Kopfschütteln. „Warum? Anitta ist jetzt weit von hier; sie ist mit spanischen Handelsleuten nach Havanna gereist.“

„O Gott im Himmel, ist es wahr?“

„Ja,“ war die lakonische Antwort des Negers, der sich eine Thräne aus dem Auge wischte.

Die Unterredung wurde durch den eintretenden Arzt unterbrochen, dessen Gesicht bey dem Anblicke des Kranken eine lebhaftere Besorgniß ausdrückte.

„Sie müssen sich durchaus zur Abreise entschließen! Sie sind es nicht allein sich selbst, Sie sind es auch der trauernden Anitta schuldig. Verzeihen Sie,“ fügte der menschenfreundliche Mann zögernd hinzu, „ich begehe eine Indiscretion. Ich fürchte, Sie können bey der weiten Entfernung von Ihrer Heimat und den Ihrigen in diesem Augenblicke nicht über die ganze zur Überfahrt nöthige Summe disponiren. Ich bedaure, daß ich Ihnen nicht das Ganze anbieten kann; aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie einen Theil —“

„Ich danke Ihnen,“ unterbrach ihn Georges, „Anitta hat dafür gesorgt.“ Er erzählte dem Arzte das Vorgefallene.

„Bedenken Sie sich keinen Augenblick, in Anitta's Verlangen zu willigen,“ fuhr der Arzt fort. Er vermuthete ein Geheimniß, wovon Georges nicht die geringste Ahnung hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der französischen Oper.

Es ist stark die Rede davon, ein drittes lyrisches Theater in Paris zu errichten. Die Autoren und Tonsetzer wünschen es; dadurch erhalten sie Gelegenheit, ihre Werke desto leichter anzubringen. Die Directoren wollen aber nichts davon wissen, sie können dabey nur verlieren. Das stärkste Argument, das man zu Gunsten des Projectes vorbringt, stützt sich auf die Erfahrung früherer Zeiten. Zehn Jahre hat Paris drey lyrische Theater zugleich gehabt, nemlich vor Eröffnung des Theaters Feydau bis zu dessen Vereinigung mit dem Theater Favart. In dieser Periode hatten nemlich die rasch auf einander folgenden Regierungen einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal dieser Anstalten, vor allen der Académie royale de Musique, welche vom Staate subventionirt wird; sie stand natürlicher Weise den jedesmaligen Machthabern zu Gebote. Als sie die Municipalität von Paris in ihren Sold nahm, war sie weiter nichts mehr, als eine politische Maschine.

Im Juny 1791 nahm sie den Titel Opéra an. Zu ihrem politischen Debut gab sie 1792 die „Ostrande à la liberté,“ von Mehul und Gossec. Gossec hatte damals das Monopol der sogenannten Fêtes civiques; die Gleichheitswuth ging damals so weit, daß der Almanach des spectacles sich bitter über die Aristokratie des Talentes beschwert. Das Stück erhielt sich lange im Repertoire, und wurde täglich als *Lever de Rideau* gegeben. Außerdem wurden 1791 und 1792 gegeben: „Castor et Pollux“ mit einer neuen Partitur von Sanderlille, — die erste war von Rameau — „Corisandre,“ in drey Acten, Musik von Rangelé, „Oedipe et Jocaste,“ in drey Acten, Musik von Méreaux. Hymnen gab es die Menge: „Le tombeau des Imposteurs;“ „la journée du 10 Août;“ „hymne à la victoire;“ „à la raison;“ „la prise de la Hollande“ etc.

Im Jahre 1793: „Le camp de Grandpré,“ von Chénier, Musik von Gossec; „die Belagerung von Thionville,“ Musik von Jadin; „Fabius,“ Musik von Méreaux; „Miltiades zu Marathon,“ Musik von Lemoine. Nicht politische Opern aus diesem Zeitraume sind: „Das Urtheil des Paris,“ von Gardel und Mehul, das sich bis in die spätern Zeiten erhalten; „Figaro's Hochzeit,“ von Mozart, die aber durchfiel; „Orpheus“ und „Armidé,“ die das Publicum erträglich fand. Dagegen wurden „Roland,“ „Iphigenie auf Aulis,“ „Ody zu Colonos,“ „Chimene“ aus dem Repertoire gestrichen; das nannten die Kritiker damals die Chimären ihrer Väter.

Das Jahr 1794 begann mit „Horatius Cocles,“ wozu Mehul eine seiner besten Symphonien geschrieben; dann kam: „Der 10. August“ nebst einem Prolog; die „Eroberung von Toulon,“ von Sans Gülüttide, Musik von Porta; „Dionys der Tyrann, Schulmeister zu Korinth,“ und das „republikanische Rosenmädchen,“ (Rosière) beyde von Grétry; in dieser Partitur wurde zum ersten Male die Orgel in der Oper gehört. In demselben Jahre wanderte die Oper vom Boulevard St. Martin aus, und zog in den Saal der Straße Richelieu ein; zugleich nahm sie den Namen Théâtre des arts an.

Die Jahre 1795 und 1796 brachten keine Neuigkeit. Endlich 1797 betrat die Oper eine neue Bahn mit „Anakreon bey Polykrates,“ von Grétry; das folgende Jahr brachte „Apelles“ und „Campaspe,“ in einem Act, Musik von Cler; „Olympia,“ Musik von Kalkbrenner.

Im Jahre 1798 finden wir „Adrian,“ von Mehul; dann kam wieder

ein Anfall von patriotischem Fieber: innerhalb weniger Monate erschien „Leonidas, oder: die Spartaner;“ „die Landung in England“ etc. Das Ballet: „Hero und Leander“ bezeichnet das Ende der Krisis.

Im Jahre 1800: „Hekuba,“ in drey Acten. Musik von Milcent; das Ballet: „die Dansomanie,“ von Gardel, das eben so großes Glück machte, wie das „Urtheil des Paris.“

Im Jahre 1801 Nichts. In einem Zeitraume von zehn Jahren finden wir also höchstens zwey bis drey achtungswerthe Leistungen. „Anakreon,“ gewiß nicht Grétry's Meisterstück, ist die beste darunter. Die große Oper war eigentlich nur dem Namen nach vorhanden. Indessen nahm auf andern Bühnen die französische Musik einen ganz besondern Aufschwung; wir meinen Favart und Feydau; auf der ersten glänzte Elleviou, Feydau besaß dagegen den Sänger Martin; Beyde fanden sich später auf einer und derselben Bühne wieder. Den eleganten schönen Elleviou hatte ein unwiderstehlicher Drang aus der Medicinshule auf die Breter getrieben; Martin war früher im Orchester angestellt, das er auf den Rath seiner Freunde verließ. Berton war der Erste, der ihn auf den Schah aufmerksam machte, der in seiner Brust schlummerte: „Du dummer Tropf,“ sagte er zu ihm, „wie kannst du mit einer solchen Stimme deine Zeit mit Violinspielen verlieren; lerne singen!“ — „Ich habe keinen Lehrer.“ — „So geh zu deinem Oheim Candelle, er gibt dir einen;“ und Martin ging zu seinem Oheim, und brachte sein Anliegen vor. „Ah, du willst singen lernen,“ erwiderte dieser; „ich will dir ein Mittel dazu aneuben: stelle dich unter einen Holzschoppen und brülle aus Leibeskräften, so mußt du es bald lernen.“ Glücklicherweise fand Martin in der italienischen Truppe des Théâtre de Monsieur Vorbilder und Lehrer, deren Unterricht ihm von größerem Nutzen war, als die Methode seines Onkels.

Im Jahre 1791 erschien im Feydau „La nuit espagnole“ und „Lodoisca;“ ein Meisterstück Cherubini's; der Text ist von Loraux; außerdem gab dieses Theater noch „Il Bubero di bon cuore,“ „Il tamburro notturno,“ „La pazza par amore,“ eine Oper, die zu einer Musik von Haydn geschrieben war, betitelt „Laurette,“ Lustspiel in Versen von Desmoutiers und Picard.

Unter den merkwürdigsten Erscheinungen im Favart aus diesem Jahre führen wir „Paul et Virginie“ von Kreuker an; „Camille“ von Dalayrac; „Guillaume Tell“ von Grétry; eine andere „Lodoisca“ von Kreuker. Ganz verschollen sind: „Griselidis,“ „Bayard,“ „Adélaïde et Mirval,“ und „Agnes et Olivier,“ letzte Oper von Dalayrac; im Ganzen gab Feydau 21, Favart nur 18 Stücke im Laufe des Jahres 1791; doch ist Favart im Vortheil, die einzige „Lodoisca“ von Cherubini kann die „Lodoisca“ von Kreuker, „Paul et Virginie“ von demselben und „Camille“ von Dalayrac zusammen genommen nicht aufwiegen. In Cherubini's Werk lag der Keim zu einem Umschwunge in dem Style der komischen Oper, allein die musikalische Revolution hatte bereits mit „Euphrosine“ und „Conradin“ von Mehul das Jahr vorher begonnen.

Im Jahre 1792 finden wir das Contingent beyder Bühnen sehr verringert in jeder Hinsicht: Favart bringt 10 Stücke, Feydau 17; aber unter den in Favart gegebenen befindet sich ein Meisterwerk von Mehul: „Stratonice,“ nebst einigen Leistungen von Grétry, Dalayrac und Berton; Feydau hat dagegen nur die Posse „Les Visitandines“ aufzuweisen, deren Ruf sich bis heute erhalten. Sie war das Debut des Hrn. Devienne, dessen Namen aber wenig bekannt geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, im November 1842.

Seit meinem letzten Briefe hat die Oper zwey, das recitirende Drama nur Eine Novität gebracht. Die erstern waren die „Krondiamanten“ und „Hans Sachs,“

die letztere „Kaiser Rudolph im Worms,“ von Alexander Rost, einem jungen Dichter in Weimar, wo auch, wie der Zettel meldete, sein Erstlingsproduct bereits aufgeführt worden ist.

Auber's sogenannte romantisch-komische Oper: „Die Krondiamanten,“ sollte jedoch nur hyperromantisch und statt komisch barock genannt werden; auch ist sie in musikalischer Hinsicht sehr unbedeutend, und hat trotz der Anstrengung der Sängergesellen Podhorsky und Herrmann (Königin und Donna Diana), wie der H. H. Emminger (Don Sebastian) und Kunz (Rebolledo), deren Verdienste um das Ganze von dem Publicum anerkannt wurden, doch nur einen sehr getheilten Beyfall gefunden, und ist schnell wieder vom Repertoire verschwunden.

Besser gefiel das zum Benefice der Dlle. Herrmann gewählte deutsche musikalische Drama: „Hans Sachs,“ komische (?) Oper in drey Acten von Lorzing, die bey so vollem Hause gegeben wurde, als es die Talente und die Verwendung der wackern jungen Sängergesellen erwarten ließen, welche auch den ziemlich unbedeutenden Part der Kunegunde mit eben so viel Sorgfalt als Kunstfertigkeit durchführte, und von den H. H. Kunz (Hans Sachs) und Schütty (Goban Hesse) recht wacker unterstützt wurde.

Rost's „Kaiser Rudolph im Worms“ zeugt für ein dem Verfasser inwohnendes dramatisches Talent, wenn gleich jetzt noch Erfahrung und Bühnenkenntniß offenbar fehlen. Er versteht noch nicht die vorhandenen guten Momente zu frappanten Situationen auszubilden, und insbesondere fehlt ihm die schöne Kunst, das, was erzählt werden muß, am rechten Orte anzubringen. So wirft er z. B. ein schlimmes Licht auf den Verstand des Kaisers, wenn sein Kanzler ihm erst die Sunstgebräuche deutscher Städte erklären muß. Die Bezeichnung: „Romantisches Zeitgemälde,“ erregt Erwartungen auf eine mehr detaillirte Einhaltung des Costumes in Sprache und Lebensweise, die hier eben nicht anders erscheint als in hundert andern Schauspielen in Versen. Im Ganzen sind die ersten Acte besser angelegt als die letztern, woher sich auch die Kälte des Publicums am Schlusse herschreiben dürfte, welches sich im Grunde strenger gegen dieses Drama bezeugte, als dasselbe verdient. Die Ausführung hätte in den meisten Theilen besser seyn können, und viele Mitglieder schienen eben nicht mit vieler Liebe zu spielen. Am wackersten hielten sich Dlle. Frey (Armgarth) und die H. H. Polawsky (Meister Jufus) und Dieß (Wolfram), Hr. Fischer (Rudolph) fehlte nur die kaiserliche Würde.

Am Tage der feyerlichen Enthüllung des Mozart=Denkmals wurde bey uns „Don Juan,“ in theilweise neuer Besetzung aufgeführt, erregte aber dennoch keinen großen Enthusiasmus.

Eine überraschende und höchst interessante Erscheinung war der königl. preussische Hofchauspieler Hr. Moriz Rolt, der uns in zwölf Tagen mit acht Gastrollen um so mehr erfreute, als er seit seiner letzten Anwesenheit (wo er beynah noch als Reconvalescent nach einer langen Krankheit erschien) nicht allein an physischer Energie, sondern auch an Natur und Wärme der Darstellung noch gewonnen hat; dieses zeigte sich zumal in seiner ersten Gastvorstellung: „Hamlet,“ welchen er seit zwey Jahren größtentheils umstudiert zu haben scheint. Außerdem sahen wir ihn noch als Thomas Hild in „Garrick in Bristol,“ in „Wilhelm Tell,“ Hugo in der „Schuld,“ „Richard III.“ (dreyimal) und „König Lear,“ und zwar stets bey vollen, meist überfüllten Häusern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizenblatt.

Neue englische Componistenschule. Das Athenaeum,“ eine der gebiegensten und gehaltvollsten englischen Zeitschriften, leitet eine kritische Übersicht der neuesten brittischen Instrumentalcompositionen mit folgenden Bemerkungen ein: „Wenn ein kritischer Aufsatz mit dieser Überschrift vor einigen zwanzig Jahren geschrieben worden wäre, hätte er kaum eben so kurzläufig und gedrängt seyn können, als jenes samöse Capitel über die „Schlangen in Island“ in *Dans Magnus* Geschichte dieser Insel. Doch die Zeiten haben sich auch in dieser Beziehung wesentlich geändert. Die gründlichere und vielseitigere musikalische Bildung, welche unseren Virtuosen und Tonsetzern dormalen zu Theil wird, vor Allem ihr Studium der Continentalmusik, hat das Verlangen in ihnen entzündet, irgend etwas zu leisten, wodurch sie den *Hummels* und *Mendelssohns* einn an die Seite zu treten hoffen dürften, und sie in Besitz einer Fülle von Mustern jeglichen Styles gesetzt. Die Folge hievon ist, daß unser „junges musikalisches England“ begonnen hat von nichts als von Schöpfung großartiger Symphonien, Serteten, Septetten und anderer Erzeugnisse des schwierigsten und des intellectuellsten Zweiges musikalischer Composition zu träumen. Gewiß ist, daß es eben so resolut nach dormaliger hoher Auszeichnung trachtet, als nur irgend einer der jungen Continentaljünger *Polyhymnias*, welche mit entblößtem Halse, langwallendem Haare und Banditenbart die Linden oder die Boulevards entlang schlendern, versunken in Visionen von *Mozart*, *Beethoven*, *Weber* und — sich selber.“

3.

Schlaraffenleben von Entlastungszeugen. Ein Londoner Blatt hat so eben die Wirthshausrechnung für drey Tage veröffentlicht, welche der berüchtigte Kammerdiener *Suisse* für seine Entlastungszeugen, die, wie man sich erinnern dürfte, aus „lustigen Weibern,“ gewesenen Mitdomestiken und derley Leuten bestanden haben, im Laufe von drey Tagen, während welcher sie ihres Verhöres halber in London verweilten, wohin sie von besagtem *Suisse* auf seine Kosten entboten worden waren, bloß für Dach und Fach, Kost und Erfrischungen die Summe von 257½ Pf. St., also 2575 fl. G. M. aufgehen lassen. Der Merkwürdigkeit halber folgen hier einige von den Posten: Mittagmahizeit nebst Dessert Tag für Tag 20 Pf.; Luncheons oder Gabelfrühstück, jeden Tag 3 bis 4 Pf.; Champagner tagtäglich für 15½ Pf.; Cherry oder spanische Weine in Eis tagtäglich für 16 Pf.; Portwein für 6 bis 8 Pf. täglich; Hock oder Rheinwein und Claret oder französische Tischweine täglich für 12 bis 15 Pf.; Sodawasser, Limonade, Mandelmilch u. dgl. für 3 bis 3½ Pf. täglich; Cigarren Tag für Tag an 1½ Pf. St. Dazu kommen noch an Trinkgeldern für Aufwärter und Stubenmädchen 7½ Pf. und für einige zerbrochene Gläser 1½ Pf. Und die Auslagen dieses Gesindels haben hauptsächlich oder eigentlich unbedingt die Freysprechung des verschmigten Kammerdieners bewirkt.

3.

Die Zahn- und Brotgesellschaft — oder im Original: the tooth and loaf society, ist in London ein Gewächs der neuesten Zeit, und hat einen doppelten Zweck, wovon der Eine wahrlich eine stark humoristische Seite hat, während der Andere eine ernste und würdige Tendenz der Humanität verfolgte, wenn sein Pfad nicht gewissermaßen an den Schlangenweg des Betruges streifte. Wir wollen uns darüber etwas näher erklären: Die Legionen von Nothleidenden in England, welche meist aus Mangel an Beschäftigung nichts zu beißen und zu kauen haben, sollen gar beklagenswerth an Zahnweh leiden, und nicht die Mittel besitzen, sich von dieser neuen Qual zu befreien, da das Ausziehen eines Zahnes mindestens ein

Paar Schillinge kostet. Dem zu Folge will jene Society eine Zahn-Curanstalt errichten, wo den armen Leuten die schadhafte Zähne für ein Paar Pence ausgerissen werden. Was nun den zweyten Punct betrifft, so steht er mit jenem gleichsam im Contraste, und beabsichtigt das Korngesetz zu umgehen, welches bekanntlich nur die Einfuhr des Getreides und Mehles stark beschränkt, aber von dem Brote keine Meldung macht. Sonach will die ehrsame Society in einem der nächsten Häfen von Frankreich täglich eine Quantität Brot backen und über den Canal führen lassen, um die Hungrigen zu speisen. 28.

Minerale in England. England scheint fast mehr mineralische Bestandtheile als wirkliche Erdbarten, wenigstens mehr als Humus zu enthalten. So hat man unlängst wieder bey Kirkcubright, im sogenannten Schwarzlande, in Westschottland ungemein beträchtliche Eisenlager aufgefunden, und sogleich mehrere Hochöfen gebaut. Das Einkommen eines einzigen dieser Hochöfen soll sich gegenwärtig schon auf 10,000 Pfund Sterling belaufen. 9.

Reiseverkehr in Paris. Wie uns ein Pariser Blatt versichert, so seyen auf den Wagon der Messagerie royale in Paris, im Verlaufe eines Jahres, so viele vergessene Gegenstände zurückgeblieben, daß die Licitation derselben eine volle Woche gedauert hat. Dieß gibt uns außer der Nationalcharacteristik auch noch einen Beweis von der außerordentlichen Thätigkeit jener großartigen Privat-Postanstalt. 9.

Die Begräbnisse in Brasilien. Die Brasilianer halten mit einem frommen Glauben darauf, in irgend einer Kirche oder Capelle, nur nicht unter freyem Himmel begraben zu werden. Da ist aber so manches Dorf zwölf bis fünfzehn Leguas von einem Gotteshause entfernt, wornach es mit der Übertragung und Befestigung eines Leichnams ungemein schwer hält, um so mehr, da man sich nicht gern eines Lastthieres bedient, um den Todten zur ewigen Ruhe zu befördern. Dem zu Folge geschieht es nicht selten, daß derjenige Mann, der die schwere Mühe über sich nimmt, einen Leichnam auf den Rücken zu nehmen, und über hohe Gebirge, z. B. über die Serra da Canastra zu tragen, vor allzu großer Anstrengung mitten auf dem Wege unterliegt, oder in einem nicht viel bessern Zustand am Ziele ankommt, als derjenige ist, den er einen so weiten Weg auf dem Rücken fortgeschleppt hat. Solch ein Dienst ist auch nicht mit eittem Gelde zu bezahlen, ihm unterzieht sich nur die Achtung und Liebe für den Verstorbenen, und in dieser Hinsicht ist diese letzte Dienstleistung einer der schönsten Charakterzüge der Menschheit. 28.

Der Prozeß Hourdequin, wegen Unredlichkeit und Mißbrauch der Amtsgewalt, wodurch die Stadt Paris um große Summen defraudirt wurde, ist am 19. November definitiv entschieden worden. Hourdequin ist zu vierjährigem Kerker verurtheilt, Morin und Boulet zu dreijährigem Kerker; Ersterer überdies zu einer Geldstrafe. 25.

Theater-Bulletin. „Linda di Chamouny“ ist nun von den Italienern in Paris, trotz des Einspruches der Autoren von „La Grâce de Dieu“ gegeben worden und hat außerordentlich gefallen. Sgra. Persiani, Mario, Tamburini, Lablache und Sgra. Brambilla wirkten darin mit Auszeichnung.

Im Vaudeville reussirte „L'Hôtel de Rambouillet“, Lustspiel in drey Acten von Mad. Ancelot, obwohl die Intrigue etwas schwach seyn soll. 13.